



Als Beuthen glänzte: Feierliche Enthüllung der Gedenktafel vor der Stadtverwaltung. Oberbürgermeister Georg Brüning, der die Stadt zu ihrer Blütezeit führte, hat jetzt seinen eigenen Platz. **Lesen Sie auf S. 2**



Deutsch ist bunt: Mit großem Interesse und Engagement meisterten die Kinder aus der Grundschule Nr. 1 in Ratibor den abwechslungsreichen Unterricht in Rahmen des Deutsch-Wagen-Tour. **Lesen Sie auf S. 2**



Mit musikalischer Sensibilität durchs Leben: Der in Beuthen geborene Alfred Hein verstand sich selbst als ein oberschlesischer Dichter, obwohl er die meiste Zeit nicht in Oberschlesien lebte. **Lesen Sie auf S. 3 und 4**

Nr. 2 (315), 6. – 19. Februar 2015, ISSN 1896-7973

Jahrgang 27

OBERSCHLESISCHE STIMME

Informations- und Kulturbulletin des Deutschen Freundschaftskreises in der Woiwodschaft Schlesien

Ratibor/Tworkau: Konsulin Sabine Haake besucht den DFK Schlesien

Neue Sportgeräte und viele Eindrücke

Die deutsche Konsulin Sabine Haake besuchte Ende Januar verschiedene Einrichtungen des Deutschen Freundschaftskreises im Kreis Ratibor. Ein anstrengendes Programm stand bevor.

In der Bezirksdienststelle in Ratibor, die der Ausgangspunkt ihres Besuchs war, machte die Konsulin deutlich: „Ich bin hier vor allem um zuzuhören.“ Während des Treffens wurde hauptsächlich über die Strukturen im DFK Schlesien gesprochen, in Ortsgruppen und Kreisen. Der Ehrenvorsitzende Blasius Hanczuch erläuterte historische Einzelheiten. Das Treffen gab auch Gelegenheit, um über Probleme der Minderheit zu sprechen, aber auch sich mit den Kulturprojekten zu befassen. Es wurde betont, dass vor allem kulturelle, sprachliche und politische Projekte durch das Konsulat unterstützt würden.

Danach ging die Fahrt nach Ratibor-Studen in die Grundschule Nummer 5. Bei dem Treffen mit dem Schuldirektor Jan Goldman, Lehrern, Elternrat und der Vorsitzenden der DFK-Ortsgruppe Studen, Ursel Lamla, wurde vor allem über die Vorteile der zweisprachigen Erziehung diskutiert. „Ich weiß, dass es Lehrer, aber vor allem Eltern viel Mühe kostet, aber die Ernte danach ist desto größer“, sagte Sabine Haake. Die Konsulin interessierte sich auch dafür, auf welche Art und Weise die Zweisprachigkeit im Unterricht umgesetzt wird, aber auch ob es weitere zweisprachige Bildungsmöglichkeiten im Ratibor gibt und ob die Absolventen im Sinne der Zweisprachigkeit sich auch weiterbilden.



Nach den gelungenen Auftritten kommt ein Gruppenfoto – Kindergarten Tworkau.

Foto: Michaela Koczwar

„Wenn ich das nächste Mal zu Euch komme, werden wir zusammen Fußball spielen“, sagte Konsulin Sabine Haake

„In Ratibor gibt es ein zweisprachiges Gymnasium, aber nicht alle unsere Absolventen wählen diesen Weg. Sie haben Angst, dass sie mit den zusätzlich angebotenen Fächern überfordert sind, obwohl man sagen muss, dass unsere Schüler seit Jahren sehr gute Ergebnisse in den Abschlussprüfungen erzielen“, antwortete Direktor Goldman. Die Lehrer hatten die Konsulin zu einem Kulturprogramm eingeladen. Die zweite Klasse hat mit einem Lied nicht nur

ihre Deutschkenntnisse, sondern auch Sportfähigkeiten präsentiert. Die älteren Klassen haben die „Ode an die Freude“ in drei Sprachen gesungen. Die Konsulin hat die Kinder auch mit Sportsachen überrascht. Zwei Sätze mit Fußballtrikots, Fuß-, Volley- und Basketballbälle und ein neues Volleyballnetz wurden der Schule als Geschenk überreicht. Und die Konsulin versprach: „Wenn ich das nächste Mal zu Euch komme, werden wir zusammen Fußball spielen.“

Anschließend ging es in die bilinguale Gruppe des Kindergartens Tworkau. Die Kinder haben gezeigt, wie sie die deutsche Sprache lernen und präsentierten verschiedene Kinderlieder. Auch die Kindergruppe vom DFK Tworkau stellte sich vor. Die Erzieherin Barbara Kasza erklärte, wie die Arbeit mit den Kindern aussieht und wie man der Gruppe beitreten kann. Einen kurzen

Stopp legte die Delegation bei der Schlossruine und der Kirche in Tworkau ein und danach folgte ein Treffen in der dortigen DFK-Begegnungsstätte, wo unter anderem auch der Gemeindevorsteher aus Kreuzenort, Grzegorz Utracki, anwesend war. Auch hier wurde Sportausrüstung an die Gemeinde überreicht. Es wurde kurz die Geschichte der Ortsgruppe präsentiert und auf die gute Zusammenarbeit mit der Verwaltung hingewiesen. Dazu sagte die Konsulin: „Ich freue mich, dass die Zusammenarbeit zwischen der Minderheit und Mehrheit so gut verläuft. In den heutigen Zeiten, in Europa, müssen wir offen für die Multikulturalität sein.“ Bruno Chrzibek, Vorsitzender der Ortsgruppe, lud die Gäste in die Heimatstube ein, wo viele alte Bücher, Trachten, Bilder und Gegenstände ausgestellt sind.

Michaela Koczwar

Oberschlesien: 70. Jahrestag der Oberschlesischen Tragödie

„Verständnis kommt mit den Jahren“

An diesen Tagen wird an vielen Orten an die Oberschlesische Tragödie erinnert, die sich genau vor 70 Jahren im Winter 1945 abgespielt hat. Hunderte von zivilen Opfern, darunter Kinder und Frauen, Plünderungen, Arbeits- und Internierungslager, in denen tausende Menschen starben oder Deportationen in die Sowjetunion.

2015 ist als das Jahr der Oberschlesischen Tragödie anerkannt. Bei den vielen Gedenkfeiern, die in den vergangenen Tagen in der Schlesischen Woiwodschaft stattgefunden haben, waren nicht nur Vertreter und Mitglieder der deutschen Minderheit anwesend, sondern auch die polnische Mehrheit. Am 24. Januar haben die Gedenkfeiern in Myslowitz und Schwientochlowitz-Eintrachthütte stattgefunden. Ein weiteres Gedenken fand am 31. Januar in Miechowitz statt, das mit einer Kranzniederlegung am Friedhof begann. Der Vortrag von Joachim Makowski über die damaligen Ereignisse hat nicht nur die deutsche Minderheit aus dieser Region

angesprochen, sondern auch viele polnische Stadtbewohner. Allerdings kamen nur sehr wenig junge Menschen, was laut Joachim Makowski verständlich sei: „Als ich jung war, haben mich diese Ereignisse auch nicht interessiert. Das kommt mit den Jahren, Gespräche zu Hause, Treffen mit der älteren Generation – das bleibt im Gedächtnis. Früher oder später entdecken viele, dass jemand aus der Familie solche Erlebnisse hatte, im Westen gelandet und oftmals nicht zurück gekommen ist.“

Den Opfern wurde bei einer Andacht in der Kreuzkirche in Miechowitz gedacht. „Die Oberschlesische Tragödie ist für mich nur ein Teil einer viel breiteren Wirklichkeit. Weil das ganze Leid nicht nur hier in Oberschlesien passierte, sondern im ganzen deutschen Osten. Es ist ein Glück für uns, das wir in einer Region zu Hause sind, wo das Gedenken dieser Geschehnisse schon fast normal ist“, sagte Bernard Gaida, Vorsitzender des VdG.

Nach dem offiziellen Teil der Veranstaltung hatten die Gäste Gelegenheit, sich eine Ausstellung über die Tragödie in Miechowitz anzusehen und anschließend darüber zu diskutieren.

Michaela Koczwar



Am Friedhof wird ein Kranz zum Gedenken an die Opfer niedergelegt.



Über die Ausstellung in der Kreuzkirche in Miechowitz diskutierten die Besucher.

Fotos: DFK Beuthen

Aus Sicht des DFK-Präsidioms

Selektiv

Jedes Jahr erinnert die deutsche Minderheit in Polen, vor allem in Oberschlesien, an den tragischen Moment des Einmarsches der Roten Armee. Die Gedenkfeiern für die Opfer finden seit Jahren in Myslowitz, Eintrachthütte, Miechowitz, Deutsch Zernitz, Laband und auch in anderen Ortschaften statt.

Dank der Minderheit ist das Andenken an die Tragödie nicht in Vergessenheit geraten. Neulich beobachtete ich aber etwas Seltsames. Obwohl an den Gedenkfeiern die lokale Verwaltung teilnimmt und der Sejmik in Kattowitz 2015 als Jahr der Oberschlesischen Tragödie ausgerufen hat, wird fast nie darüber gesprochen, dass die Opfer der Tragödie deutschstämmige Bewohner von Oberschlesien waren und gerade aufgrund ihrer Nationalität verfolgt wurden. Immer häufiger hören wir, dass die Opfer „Schlesier“ waren, die aus Versehen durch die Rote Armee für Deutschstämmige gehalten wurden. Doch man vergisst, dass es doch hauptsächlich Deutsche waren, die seit Jahrhunderten hier wohnten.

Zum Beispiel wurde bei Gedenkstunden in Zernitz nicht erwähnt, dass die Aufstellung des Denkmals eine Initiative der deutsche Minderheit war. Während der Veranstaltung im dortigen Kulturhaus wurde ein Film über Deportation und Internierung gezeigt, in dem es heißt, dass die polnische Bevölkerung aus Oberschlesien deportiert wurde. Vielleicht sah es so in Radzionkau aus, wo 250 Menschen deportiert wurden. Aber dieser Film wird in dem entstehenden Dokumentationszentrum der Deportation der Oberschlesier in die UdSSR 1945 gezeigt, wo er unter anderem Schulkindern vorgeführt wird. Hier ist ein entsprechender Kommentar nötig. In Respekt für das entstehende Zentrum, müssen wir doch dafür sorgen, dass die Geschichte objektiv gezeigt wird und nicht nur selektiv.

Die Gedenkfeier vor dem ehemaligen Lager Zgoda (Eintrachthütte) werden seit Jahren für politische Ziele genutzt, was wir sehr bedauern. Man vergisst, dass es diesen Platz ohne den Einsatz des verstorbenen Vorsitzenden des DFK Ruda, Anton Nowok, gar nicht gäbe. Es ist gut, dass man den Opfern gedenkt. Wir billigen jede Initiative, die zur Erhaltung des Gedächtnis an den tragischen Winter 1945 führt. Wir danken für Teilnahme und Engagement.

Martin Lipka



Ratibor: Konsulin Sabine Haake über die Zukunft der deutschen Minderheit

„Zeit um Resümee zu ziehen“

Vor zwei Wochen hat der Deutsche Freundschaftskreis in der Woiwodschaft Schlesien sein 25. Jubiläum gefeiert. Es ist eine Zeit, in der sich die meisten einerseits an die Anfänge der Gesellschaft erinnern und sich andererseits über die Zukunft Gedanken machen. Anna Ronin traf Konsulin Sabine Haake und fragte.

Sie haben bestimmt schon ein bisschen Einblick in die Strukturen der deutschen Minderheit gewonnen. Denken Sie, dass alles beim Alten bleiben soll oder muss man über Veränderungen nachdenken?

Als Außenstehende, die das seit fünf Monaten beobachtet, finde ich es schön, dass sich die deutsche Minderheit in ihren Strukturen organisiert – seien es die Ortsgruppen, seien es Bezirke oder auch der Verband in Oppeln. Ich denke, dies ist besonders ein Verdienst der Generation, die von Anfang an, also vor 25 Jahren, hier die Minderheit gegründet hat. Wir wissen alle, wie es nach dem Krieg hier gewesen ist. Es war bestimmt für die Minderheit sehr schwierig, sich – denn, nachdem es vor 25 Jahren möglich wurde – zu finden und den hiergebliebenen Deutschen eine Heimat zu geben, in der sie weiter ihre Identität pflegen konnten, ihre Sprache, ihre Kultur. Das ist ein großer Verdienst der Damen und

Oppelner Konsulin Sabine Haake: „Ich frage mich: Gibt es genug junge Leute, die in der Lage und bereit sind, die Arbeit zu übernehmen?“

Herren, die sich in diesen Jahren eingesetzt haben. Ich habe in vielen Gesprächen gehört, dass dadurch auch teilweise sehr große persönliche Opfer gebracht wurden und ich möchte das an dieser Stelle ganz besonders anerkennen. Die Bundesrepublik hat es anerkannt und unterstützt es. Man sieht es daran, dass hier seit vielen Jahren finanzielle Mittel fließen, um die Arbeit der Strukturen zu unterstützen. Und ich freue mich,



Sabine Haake beim Besuch der Bezirksdienststelle in Ratibor.

Foto: DFK Schlesien

dass ich jetzt bei den verschiedenen Orts- und Bezirksgruppen dieses 25. Jubiläum miterleben kann. Teilweise habe ich auch Gründungsmitglieder kennengelernt, die mir ihre persönlichen Geschichten erzählen und das kann einem sehr nahe gehen.

Auf der anderen Seite denke ich, dass jetzt, hier im freien, demokratischen Polen, in dem sich die Lage sehr verän-

dert hat, vielleicht auch der Zeitpunkt gekommen ist, um dieses Jubiläum zu nutzen, um einmal Resümee zu ziehen, zu überlegen, was haben wir erreicht und wie soll es weitergehen. Ich habe neulich einmal in einem Gespräch den Vergleich gezogen zu der bekannten Polaroid-Kamera. Die Kamera war über viele Jahre ein großes Erfolgsmodell, alle fanden das toll. Und dann kam die Zeit

der Digitalisierung und die Firma hat sich überlegt, was machen wir. Sie hat dann gesagt, wir bleiben beim Alten, es ist ja doch die letzten Jahrzehnten so gut gelaufen. Das tragische Resultat war, dass die Firma kurz darauf in den Bankrott gegangen ist und sie es so nicht mehr gibt, weil sie sich in den Zeiten der Nachfrage dem Bedarf nicht angepasst hat. Warum erzähle ich das? Weil ich denke, vielleicht sollte die deutsche Minderheit auch ihre bisherige Arbeit, das was sie erreicht hat, auf den Prüfstand stellen und schauen, ob ein Motto „weiter so wie bisher“ noch zeitlich angemessen ist. Denn viele Mitglieder haben jetzt doch ein reiferes Alter erreicht und sind in den nächsten 10 bis 15 Jahren nicht mehr in der Lage, mit demselben Elan die Arbeit zu schultern, die sie bislang die ganze Zeit erbracht haben. Und da ist die Frage: Gibt es inzwischen genug junge Leute, die in der Lage und bereit sind, die Arbeit zu übernehmen und ob die Programme und Angebote der Minderheit so konstruiert sind, dass es junge Leute anzieht? Ich glaube, diese Fragen zu beantworten und damit umzugehen dürfte eine Herausforderung sein, die fast so schwer sein könnte wie die damalige Pionierleistung vor 25 Jahren. □



Die Kinder erlebten, wie man Deutsch auf spielerische Art und Weise lernen kann.

Foto: Ewelina Strok

Ratibor: Deutsch-Wagen-Tour macht Halt an der Grundschule Nr. 1

Deutsch ist bunt

Ein buntes Auto macht Werbung für die deutsche Sprache. Am 30. Januar hat der „Deutsch-Wagen“ vor der Grundschule Nr. 1 in Ratibor geparkt.

Das Projekt ist eine Initiative zur Förderung der deutschen Sprache in Polen und existiert schon seit sechs Jahren. „Das ist ein Projekt, dass ganz einfach einen bunten und interessanten Unterricht in die Schulen bringen soll“, erklärt Beata Hadasz von der Deutsch-Wagen-Tour, die die Ratiborer Grundschule besucht hat. Dort wurde der Unterricht für zwei Gruppen veranstaltet. Die Initiatorin dieses Besuches ist die Deutschlehrerin in der Grundschule

Patrycja Pol. Sie sagt: „In unserer Schule lernen über 180 Kinder Deutsch. Ich wollte, dass sie Deutsch mal anders erleben und erfahren, dass Sprachenlernen interessant sein kann.“

Der Unterricht war wirklich bunt, aus vielen verschiedenen Aufgaben aufgebaut. „Wir haben heute über den Winter gesprochen“, erklärt Beata Hadasz. „Die Kinder haben den Wortschatz kennengelernt und dann haben sie an drei Wettbewerben teilgenommen. Zuerst mussten sie die Wörter, die sie gelernt haben, in einem Buchstaben-Stapellauf notieren, zweitens mussten sie aus einem Text Wörter heraushören und zum Schluss haben wir ein großes Puzzle zusammengelegt und dann die Tätigkeiten und Aktivitäten in jeder

Durch einen abwechslungsreichen Unterricht wird Deutsch anders erlebt.

Jahreszeit genannt.“ Das Engagement und das Interesse der Kinder aus beiden Gruppen war groß. „Es war sehr interessant. Die Kinder waren anfangs etwas schüchtern, aber schon nach zwei Übungen waren sie schon gut gelaunt, haben aktiv am Unterricht teilgenommen. Ich finde die Kinder waren zufrieden und das ist das wichtigste“, beobachtet die Deutschlehrerin Patrycja Pol.

Anita Pendzialek

Beuthen: Platz vor der Stadtverwaltung nach Oberbürgermeister Georg Brüning benannt

Als Beuthen glänzte

Er ist einer der berühmtesten Beuthener. Er hat Anfang des 20. Jahrhunderts das Gesicht der Stadt geprägt. Jetzt wurde der ehemalige Oberbürgermeister Georg Brüning durch einen würdigen Platz geehrt.

Jeder der zur Stadtverwaltung geht, kommt jetzt an Georg Brüning nicht mehr vorbei. Der Platz trägt nun seinen Namen und eine große Tafel erinnert an den ehemaligen Bürgermeister, der die Stadt Beuthen in eine Blütezeit geführt hat. Als Brüning 1883 zum Bürgermeister gewählt wurde, war er gerade mal 32 Jahre alt. In seiner Regierungszeit wurden Wasserleitung, Kanalisation und Stromnetz gebaut. Es entstanden viele wichtige Objekte, wie das Stadttheater, Kasernen, wo sich jetzt die Stadtverwaltung befindet, und Schulen sowie eine der modernsten Kläranlagen in Europa. Brüning war Schöpfer der städtebaulichen Form von Beuthen. Während seiner Amtszeit bis 1919 stieg die Einwohnerzahl von 26.000 auf 71.000. Für seine Verdienste ernannte ihn der damalige Stadtrat zum Oberbürgermeister auf Lebenszeit.

Nach einigen misslungenen Versuchen wurde nun doch im Jahr 2014 auf Initiative des Stadtpräsidenten von Beuthen, Damian Bartyła, sowie der

deutschen Minderheit die Entscheidung getroffen, Georg Brüning zu ehren. Am 23. Januar wurde die Tafel feierlich enthüllt. Anwesend waren die deutsche Generalkonsulin aus Breslau, Elisabeth Wolbers, Vertreter der Stadtverwaltung, Mitglieder der deutschen Minderheit in Beuthen mit dem Vorsitzenden des DFK in der Woiwodschaft Schlesien, Martin Lipka, und viele Stadtbewohner. „Das ist ein historischer Moment. Ich freue mich, dass wir heute zusammen bei den Feierlichkeiten zur Ehre des großen Beutheners, der so viel für unsere Stadt gemacht hat, teilnehmen können“, sagte Stadtpräsident Damian Bartyła. Generalkonsulin Elisabeth Wolbers wies darauf hin, dass diese Feierlichkeiten auch eine Bestätigung der sehr guten Verhältnisse sind, die Polen und Deutschland seit vielen Jahren verbinden. Nach der Einweihung des Platzes wurden die Gäste zu einer kleinen Feier in die DFK-Begegnungsstätte in Beuthen eingeladen.

Michaela Koczwar



Feierliche Einweihung: Die Gedenktafel am Georg-Brüning-Platz vor der Beuthener Stadtverwaltung wird enthüllt.

Foto: Marcin Jaksik



Geschichte: Alfred Hein

„Mit musikalischer Sensibilität durchs Leben“

Dank der Historiker wissen wir, was wir von den vergangenen Zeiten zu halten haben, dank der Soziologen erfahren wir etwas über unser Dasein als Glieder der Gesellschaft und dank der Politiker können wir beruhigt einer rosigen Zukunft entgegengehen.

Entschieden mehr aber müssen wir den Dichtern und Schriftstellern danken, die in ihren Werken die Probleme der Vergangenheit, die Prosa der Jetztzeit und die Sehnsüchte der Zukunft ihren Lesern in einer gewissen Übereinstimmung zum Ausdruck bringen können.

„Es ist keine Zeit der Gedichte. Verse schweben. Wir aber schreiten mühsam. Von der Arbeit in den Schlaf. Vom Schlaf in die Arbeit. Die ganze Welt tobt wie ein Maschinensaal.“

Es ist keine Stunde der hohen Gespräche. Die Bücher lügen. Die Welt ist mürrisch vor Schmerzen, todwund. Gallige Worte fallen. Kleinliche Ränke werden gesponnen. Klatsch schafft den zermürbten Hirnen letzte Wollust. Das Geld ist selten und darum wichtig geworden. Es wäre so schön, wenn es kein Geld gäbe! Wenn es noch nicht erfunden wäre, dann – dann Geliebte, dürftest du blühen, und weil Du blühst, dürftest du leben wie immer die Rose im Park unseres Feierabends.[...] Leben, ja, Denn dieses ist kein Leben mehr. Immer schwingen die Gespenster der mit den Maschinen um die Wette tobenden Hirne, die die Welt sich so und nicht anders denken, die Peitsche über uns. Wollen wir denn wissen, was Börsenkurse sind? Nein, wir wollen nur in den Wald gehen. Schau, wie sie lachen: was heißt in den Wald gehen? Sie wissen nicht, daß der Wald den Duft der Heimat ausatmet. Heimat ist kein Börsenpapier, mit dem man handeln kann.[...] Wollen wir denn einen Laden aufmachen? Nein, wir möchten ein kleines Haus, einen Garten und ein Stück Feld haben. Und dann soll man uns in Ruh lassen. Denn wir haben genug zu tun, unserer Liebe eine Heimat zu geben, eine Hütte.

Die Welt hat ein schlechtes Gewissen. Darum tobt sie so laut. Überredet. Übervorteilt. Einer den andern. Im ewigen Kreislauf. Ist es nicht furchtbar, das zu erkennen und mitzufangen zu sein?

Nur der Mensch ist irr und flüchtig, preisgegeben nicht höheren Gewalten, nicht wilden Tieren, nicht den Seuchen und Wintern, die weiß er zu bannen oder wenigstens im Zaum zu halten, preisgegeben nur dem Mitmenschen.

So frieren denn die Gedichte auf den Lippen der Dichter. So weinen denn die Mädchen ihre Sehnsucht in die Nacht. So kommen Kinder, immer märchenferner, immer lebensmüder schon in ihrer frühen Kindheit auf diese wunderbar reich gesegnete Erde und vergessen ganz, Blumen zu pflücken und an Liebe zu glauben.

Sie sind sachlich. Die Maschinen bleiben im Gang. Das Glück hat den Kurswert des Geldes. Das Leben wird eingeschaltet wie das elektrische Licht. Der Tod ist ein Kurzschluß“.

Diese Prosazeilen eines Dichters über den Menschen in der Gesellschaft veröffentlichte 1932 in der Zeitschrift „Der Oberschlesier“ ein gebürtiger Sohn dieses Landes, der auch durch viele in der Heimat des Einsiedlers aus Königsberg verbrachte Jahre geprägt wurde, ebenso durch seine damalige persönliche Wahrnehmung der Lebenssituation.

Schriftstellerisch geprägt wurde der am 7. Oktober 1894 in Beuthen O/S. geborene Alfred Hein auch schon in seinem Elternhaus. Er war ein Sohn des am 3. August 1867 in Deutsch-Piekar geborenen Konrektors Benno Hein und seiner Ehefrau Alice, geborene Seibert, die am 19. Oktober 1870 in Groß-Strehlitz zur Welt gekommen war. Sein Vater war ein ober-schlesischer Heimatschriftsteller. Mit seiner Frau hat

er zu Haus viel musiziert. Trotzdem bemerkte Alfred Hein nach Jahren mit geteilten Gefühlen: „Meine ganze Kindheit, so harmonisch das Familienleben auch war, litt unter der Kargheit der Natur Industrieoberschlesiens“. Alfred Hein besuchte das Beuthner Gymnasium, das er freiwillig mit der Primanerreife abschloss. Literarisch beeinflusst wurde er von Gustav Freytag, Paul Keller, Theodor Storm, Rainer Maria Rilke und Theodor Däubler. Er begann schon früh, sich dichterisch zu betätigen, denn seine ersten Gedichte wurden bereits 1906 in Zeitschriften veröffentlicht. Er wollte eigentlich Musiker werden, was ihm aber nicht gelang. Doch seine musikalische Sensibilität fand in seinen literarischen Werken einen Niederschlag.

Nach dem Ausbruch des Ersten Weltkrieges meldete sich Alfred Hein freiwillig als Feldluftschiffer zum Militärdienst. Bei der Schlacht von Verdun war er Meldeläufer. An der Front wurde sein Interesse für Werke von Gerhart Hauptmann und Knut Hamsun geweckt. Er selbst schrieb in dieser Zeit auch Gedichte, die in Zeitungen veröffentlicht wurden. Bekannt wurde er im Mai 1916 durch das Gedicht „Eine Kompanie Soldaten“, das in der „Lillier Kriegszeitung“ erschien. Mehrfach vertont, wurde es zu einem der bekanntesten Soldatenlieder dieses Krieges und erhielt 1920 den 1. Preis als bestes Marschlied der neuen Reichswehr. 1929 erschien unter demselben Titel sein Buch über seine Erlebnisse bei Verdun, in dem er als der Meldeläufer Lutz auftritt. Das Buch wurde ins Englische übersetzt.

Nach dem Ende des Ersten Weltkrieges ging Alfred Hein nach Ostpreußen und begann als Redakteur und Theaterkritiker bei der „Hartungschen Zeitung“ in Königsberg zu arbeiten. Hier heiratete er am 7. Juli 1919 die am 3. Juli 1892 geborene Helene Laue, die Tochter eines Bankdirektors. Das Ehepaar Hein hatte zwei Töchter. Die am 8. November 1920 geborene Marianne kam bei dem Bombenangriff auf Dresden vom 13. und 14. Februar 1945 als junger Mensch ums Leben. Die Tochter Irene wurde am 27. September 1923 geboren und lebte nach 1945 als Graphikerin in Halle/Saale.

1924 wurde Alfred Hein Leiter der Reichszentrale für Heimatdienst in Ostpreußen. Diese Funktion gefiel ihm besser als die bisherige Arbeit, denn er konnte sein Leben abseits von literarischen Richtungen und gegenseitigen Beweihräucherungen in den Literaturcliquen gestalten. Im Oktober 1925 träumte er, „daß all meine brüderlich geliebten Mitmenschen, das wilde Berlin und das tosende Oberschlesien, das düster-müde, hartnäckige Ostpreußen und das urfrisch-heitere Rheinland, Deutschland und Frankreich, Asien und Amerika, Indien und Russland, sich endlich formen und ineinandergleiten nach den großen Rythmen der Sterne, die nur die schönste Kunst wiederzugeben vermag: die Musik“.

In der Ehe von Alfred Hein schien es an Spannungen nicht zu fehlen. Am 17. August 1924 fand im Rahmen einer staatspolitischen Tagung eine Dampferfahrt von Lyck nach Rudzanny statt, bei der Alfred Hein die am 15. Februar 1901 in Hennig-Hans im Kreis Memel geborene Margarethe Knauer kennen lernte, die schicksalhafte Frau seines dichterischen Lebens, eine Muse und Arbeits- und Lebenskameradin zugleich. Am 2. Januar 1925 begann Margarethe Knauer als Sekretärin beim Heimatdienst in Königsberg zu arbeiten. Ihr Anteil an der Aufrechterhaltung der Erinnerung an den Dichter Alfred Hein kann nicht hoch genug geschätzt werden.

Im Frühjahr 1926 war Alfred Hein Mitherausgeber des Heimatbuches „Oberschlesien“, in dem auch seine Betrachtungen über seine Heimat standen. Interessant war zweifelsohne die Frage nach der Hauptstadt Oberschlesiens: „Suchen wir doch schnell die natürliche Hauptstadt Oberschlesiens. Von Oppeln schweigt jeder gleich – eine ganz nette Beamtenstadt. Die gesichtslose Melancholie der Industriestädte bereitet höchstens

Fluchtgefühle (denn unter Hauptstadt eines Landes stellt man sich immer eine Anhäufung von schönen und heiteren Dingen vor). Bleibt – Neisse. Neisse ist schön, wunderschön – ist es aber nicht ganz niederschlesisch schön? Alle Industriestädte werden das „Landstädtchen“ Neisse als Hauptstadt ablehnen. Ja, und statt Neisse ist auch mir Breslau lieber; denn ein bißchen mehr Erhabenheit bietet es doch. Oberschlesien ist demnach ein Land ohne natürliche Hauptstadt“. Heute müssen wir uns mit solchen Nuancen nicht den Kopf zerbrechen, denn in der staatlichen Verwaltung gibt es die Bezeichnung Oberschlesien nicht mehr.

Alfred Hein setzte aber auch seine literarischen heimatkundlichen Betrachtungen über Oberschlesien fort: „In den Raudener Forsten besitzt Oberschlesiens wirklich ein Kleinod. Der Herbst in Rauden ist alljährlich das einzige große seltene Naturereignis in Oberschlesien. Ich spüre schon den Zorn hunderter ober-schlesischer Heimatfanatiker über mir. Aber es hilft nichts. Jeder, der aus Oberschlesien herauskommt, muß das gestehen, was ich gesagt habe, wenn er Sinn für Naturschönheit hat und nicht blindlings die Heimat über alles stellt. Es geht uns Oberschlesiern mit unserer Heimat eben so, daß sie uns als Mutter trotz ihres unschönen Gesichts doch am liebsten ist.“

Warum erzähle ich dies alles aber, wenn ich auf die Volksseele zu sprechen kommen will? Weil ich Seele und Landschaft eines Volkes in engstem Zusammenhange sehe! Und weil ich gleich eines behaupten will: der Oberschlesier ist in seiner Natur- und Schönheitssehnsucht noch immer mehr Schlesier als Nur-Oberschlesier, obwohl zugegeben sei, daß der Unterschied so groß oder so klein ist wie zwischen denen vom Oberrhein und denen vom Niederrhein. Aber Hand aufs Herz! Wenn der Oberschlesier seine Hauptstadt, die Stadt seiner eben schlesischen Sehnsucht verlangt, fährt er nicht nach Opeln; er fährt schon eher, wenn er eine nüchterne, lediglich auf Gemütlichkeit und Vergnügen ausgehende Natur ist, nach Beuthen. Aber am schönsten bleibt doch Breslau, Groß-Brassel. O, Mein Gott! Was für ein Märchenwunder steckt von Kind an noch immer für jeden, der aus dem verräucherten Oberschlesien kommt, in dem Namen!

In den letzten Jahren hört man immer wieder von Oberschlesiern: „Was brauchen wir Breslau! Das ist ja eine Kleinstadt gegen Beuthen! Seht euch einmal die Bahnhofstraße in Beuthen mit ihrem Verkehr an! Ich gebe zu: der Verkehr ist hier größer als in Berlin auf der Leipziger Straße! Daß sich der Verkehr staut, ist doch eine unangenehme Seite der Großstadt. Und Berlin wirkt auf dem weit ausladenden Kurfürstendamm, wo sich der Verkehr nicht so drängt, entschieden vornehm-großstädtischer als auf dem Potsdamer Platz.“

Ich möchte ein Land Oberschlesien und eine ober-schlesische Volksseele aufblühen sehen. Darum habe ich getadelt und gesagt, was fehlt. Denn es gibt nicht weniger, als in allen deutschen Ländern leider etliche, die von ihrer ober-schlesischen Eigenart so überzeugt sind, daß für sie „zu tun fast nichts mehr übrigbleibt“. Da heißt es: Oberschlesien voran – in der Kunst, in der Religiosität, in der Naturschönheit, in der Technik, in der Arbeitsamkeit usw.! Oh, Oberschlesien geht in vielem voran! Wir müssen heute schon in größeren Komplexen sehen. Wir müssen gleichsam als ober-schlesisches Wahrzeichen die Nacht-D-Zug-Fahrt von Kandrzin nach Beuthen genießen: zunächst die wilde Düsternis der dicken Wälder, dann die in Drähte, Schlote, Schienen und Hüttenstahlbauten aufgestellte Welt der Industriegegend. Oberschlesien soll aber endlich, nachdem es fünfundsiebzig Jahre lang sich in rasendstem Tempo blindlings und wüst aufwärtsentwickelt hat, endlich trotz der Unruhe ringsumher, sich die Ruhe nehmen und endlich, endlich nachdenken, was es bedeutet und wie es Stil in das ganze bringt!“



Alfred Hein

Quelle: www.bs.katowice.pl

„Meine ganze Kindheit, so harmonisch das Familienleben auch war, litt unter der Kargheit der Natur Industrieoberschlesiens“.

Als Künstler und Heimatdienstfachmann forderte Alfred Hein nicht nur die Gründung heimischer technischer Hochschulen, sondern auch humanistischer Akademien. Denn er war davon überzeugt, gerade das humanistische Wissen und seine Schöpfungen können für Oberschlesien ebenso wirksam arbeiten wie die Schwerindustrie. Die jungen ober-schlesischen Künstler sollten ihre schöpferische Kraft aus der Natur des ober-schlesischen Volkes wachsen lassen.

Obwohl Alfred Hein nicht in Oberschlesien wohnte, verstand er selbst sich als einen ober-schlesischen Dichter und meldete sich bei den in Zeitschriften geführten Diskussionen über die ober-schlesische Dichtung zu Wort. Er war mit einer Distanzierung der Dichter vom ober-schlesischen Volk nicht einverstanden und meinte, die Dichter sollten keine Werke verfassen, die nur für die großstädtischen Intellektuellen verständlich sind, sondern die vor allem das ober-schlesische Volk ansprechen. In diesem Sinne schrieb er 1928: „Die namenlose Urkraft, die in dem völlig noch gärenden Oberschlesien für mich einzigartig in ganz Deutschland versammelt liegt, die noch nirgends erstarrt oder festgefahren ist, ein gleichsam noch glühender Weltkörper – diese mit alten Formen und nach alten Berliner Wertungen festfrieren zu lassen, wäre vielleicht für den einzelnen Dichter ein ehrendes Tun auf kurze Sicht, ich sehe für meine Heimat, der ich leider, durch alltägliche Umstände gezwungen, seit mehr als einem Jahrzehnt fern bleiben muß, einen ganz anderen Weg. Das Volk muß mitdichten. Die großen Epen müssen wieder lebendig werden in dem gigantischen Epos, das die Weltgeschichte jetzt schreibt. Aber keine Spielereien wie Gerhart Hauptmanns Till Eulenspiegel. Wer schuf das Nibelungenlied? Wer den Kölner Dom? Wer den Annaberg? Das Volk. Ein Volk, in dem auch Dichter vorhanden waren und Künstler, – aber noch keine Literaten und Kritiker. Und das ober-schlesische Volk soll sich, wenn es eine lebendige Dichtung will, seine Leute daraufhin ansehen. Ganz leise von der Seite. Es genügt bei vielen. Sie wollen das Ursprüngliche verraten und übertünchte Größe werden. Von Größen, von Persönlichkeiten im eiteln Sinne darf überhaupt keine Rede mehr sein. Wir sind Söhne des ober-schlesischen Volkes. Was wir können, ist nicht erhabenes Talent des einzelnen, sondern die Kraft, die wir aus dem Glück und der Not unserer Volksgemeinschaft gesogen haben“.

Ab dem 1. September 1929 leitete Alfred Hein in Halle/Saale die Lan-

desabteilung Mitteldeutschland der Reichszentrale für Heimatdienst. Zuvor besuchte er noch in Danzig Carl Lange, den Gründer und Herausgeber der „Ostdeutschen Monatshefte“. Wegen der sich vertiefenden Wirtschaftskrise wurden auch die staatlichen Institutionen von den strengen Sparmaßnahmen betroffen. Im Januar 1931 verlor Alfred Hein seine Stellung im Heimatdienst und musste sich als freier Schriftsteller behaupten, um für seine Angehörigen sorgen zu können.

Im April 1931 erschien das Buch „Annke“, das nach Tagebuchaufzeichnungen der nach dem Ausbruch der Kriegshandlungen 1914 mit den Eltern nach Russland deportierten Margarethe Knauer entstanden war. Annke – so lautete der spätere künstlerische Vorname von Margarethe Knauer – machte unterschiedliche Erfahrungen im zaristischen, danach kommunistischen Land. Für Alfred Hein war sie auch Duschinka, sein Seelchen.

Anfang April 1932 zog Alfred Hein mit seiner Lebenskameradin nach Mannheim und arbeitete dort in der „Mannheimer Zeitung“ als Reporter in der Lokalredaktion. Doch enttäuscht kamen sie Ende Juni 1932 nach Halle zurück. Die soziale und politische Lage spitzte sich zu, und der Alltag wurde durch Streiks, Unruhen, Inflation und Arbeitslosigkeit geprägt. Hinzu kamen bei Hein gesundheitliche Probleme mit seiner Galle.

Im Juli 1932 huldigte Alfred Hein der ober-schlesischen Landschaft dennoch, die selbstverständlich mehr als nur die Raudener Forsten zu bieten hat: „Da wandern wie lichte Jungfrauen die Birken zu Tale und bringen der christlichen Mutter Anna vom heidnischen Altvater einen Gruß. Ängstlich stehlen sie sich an den Teichen und Flüssen des Oderlandes vorbei. Der Wassermann, von dem hier schauerliche Sagen gehen, lauert. Und unter der Erde rumort es unheimlich im Kohlegestein. Doch wer hier aus den Kohlentiefen des naturfernen Industriegebietes noch den Weg durch die weiten Wälder empor zu den Bergen findet, ihn umfängt dreifach jubelnd des Lebens liebliche Lust, und er segnet sein Heimatland, das ihm so wechselvoll und in so weitgespanntem Auf und Ab, in jähem Hell und Dunkel die Dinge des Lebens schenkt. Das Herz, das diese gegensätzlichen Spannungen harmonisch in sich aufzufangen versteht, schlägt ruhig und stark“.

Im Februar 1933 übersiedelte Alfred Hein mit Annke-Margarethe Knauer nach Berlin. Hein wurde zwar Mitglied der Reichsschrifttumskammer (RSK), aber seine Bewerbung um eine Arbeitsstelle im Reichsministerium für Volksaufklärung und Propaganda wurde abgelehnt. Alfred Hein betätigte sich also weiter als Literat und nahm auch an Pressefahrten durch ganz Deutschland teil. Seine Werke waren auch im Radio präsent. Aber in der Situation der Uniformierung des öffentlichen Lebens und der Gleichschaltung des Denkens und Empfindens fühlte er sich nicht wohl. In seiner Korrespondenz mit Herrmann Hesse trug er sich mit dem Gedanken, in die Schweiz zu emigrieren, er blieb jedoch in Deutschland.

Er entschied sich aber nun, vor allem Jugendbücher zu schreiben. Einen Vorschlag, seine Bücher über die Kriegserlebnisse mit einem Roman im Geist der neuen literarischen Richtlinien abzurunden, lehnte er in einem Schreiben vom 3. September 1937 an die RSK ab: „Ich sehe keinen Weg der Ideale mehr für mich, an dem ein neues Buch ähnlichen Ausmaßes und gleichwertigen Inhalts aufblühen könnte. Ich bin müde und mürrisch und leiste, wie eine Straßenhure mich prostituierend, meine tägliche Zeitungsschmierarbeit, um die fünf Menschen zu ernähren, die mit mir von meinen kärglichen Honoraren leben“.

Nach Ausbruch der Krieges 1939 gelang es Alfred Hein noch, ein paar Publikationen zu schreiben, darunter

Fortsetzung auf S. 4



Erinnerungen von Horst Wiczorek: Die Flucht aus Tunskirch

Die Eiche mit der Schlinge

Welche einschneidenden Ereignisse kann eine Familie aus den gewohnten Bahnen werfen? Horst Wiczorek hat dies erlebt und setzt sich dafür ein, dass auch nachwachsende Generationen sich mit der Geschichte auseinandersetzen. Aus seinen Erinnerungen:

„Mit diesen Erinnerungen möchte ich einen Einblick in diese schwere Zeit geben, wo wir mit einem Treck unsere Heimat verlassen mussten. Als Verfasser dieser Ausarbeitung zum genannten Thema kann ich die Ereignisse der Zeit von etwa 1944 bis zum Ende der Flucht in August 1945 aus eigenen Erinnerungen und auf der Basis von Aufzeichnungen unserer Mutter dokumentieren.“

In Tunskirch (jetzt Tworkau) in Oberschlesien verlebten mein älterer Bruder Felix und ich unsere ersten unbeschweren Kinderjahre in einer wohlbehüteten Umgebung. Wir lebten unbekümmert in den Tag hinein und hatten neben unseren schulischen Aufgaben auch Spielarten entdeckt, wie das Schrauben und Stecken mit dem Trix-Baukasten oder das Falten und Kleben von Fliegern und Panzern. Und dann hat Vater gegenüber unserer Mutter durchgesetzt, dass Felix Hitlerjunge und ich Pimpf werden mussten, obwohl wir beide das entsprechende Alter noch nicht erreicht hatten. Aber auch der kleine Bruder Harald hatte mit der Familie schon in Sommer 1944 Ausflüge im Kinderwagen zu den Omas und Tanten in die Nachbarhöfe unternommen. Insbesondere Gräfin von Saurma-Jeltsch hatte an ihm einen Narren gefressen und Mama hat sich des öfteren im Sommer 1944 mit der Gräfin im Schlosspark getroffen, wo sie Harald nach Herzenslust abknuddeln konnte. Die gräfliche Familie ist kinderlos geblieben.

Es sind aber auch unglaubliche Dinge in unserem kindlichen Umfeld geschehen, welche wir nirgendwohin zuordnen konnten. Dieses Ereignis war urplötzlich da und alles strömte auf die damals sogenannte „Adolf-Hitler-Straße“, um zu erleben, wie ein endlos langer Treck mit Pferdewagen und mit halb verhungernden Menschen die Straße hinunterzog. Befehle der begleitenden



Denkmal der Gefallenen aus Tworkau im Zweiten Weltkrieg

Foto: Archiv, DFK Tworkau

SS-Mannschaft, Schreie der Menschen, wildes Gebell der Wachhunde übten auf die Bevölkerung und uns am Wegesrand eine gespenstische Atmosphäre aus. Auf der gegenüberliegenden Straßenseite hatten sich SS-Männer in Uniform auf der Eingangstreppe zum Gasthaus Szeges zur Schau gestellt. Später wurde durch Erzählungen bekannt, dass mit dem Treck KZ-Häftlinge in andere Konzentrationslager überführt wurden.

Die Eiche und die Schlinge

Eine weitere Begebenheit hat unsere Neugierde geweckt, denn unter uns Kindern wurde über alles getuschelt und Neuigkeiten ausgetauscht. Und als unsere Eltern Felix und mir unter Androhung von Züchtigungen verboten hatten, uns am späten Nachmittag dem zur Domäne gehörenden Weiher zu nähern, ist unsere Neugier angestachelt worden. Wir wollten wissen, was dort passiert und haben uns aus dem Haus geschlichen. Und wieder standen viele Menschen da in einem großen Kreis. Fackeln leuchteten und von der am gegenüberliegenden Ufer stehenden Eiche hing ein starkes Seil, an dessen Ende eine Schlinge geknüpft war. Eine gespenstische Ruhe herrschte, die auch auf uns Jungs beklemmend wirkte. Uns wurde bewusst, was jetzt hier passieren würde. Ein Mann wurde herbei geführt und auf einem Schemel gestellt. Die Schlinge hing über seinem Kopf und wurde dann um seinen Hals gelegt. Er durfte noch ein letztes Wort sprechen. Er sagte: „So wie wir Polen heute das „P“

auf unserem Anzug tragen müssen, so werden wir euch einmal das Hakenkreuz auf die Stirn einbrennen.“ Ein Fußtritt gegen den Schemel beendete sein Leben.

Heute mit einem Abstand von Jahrzehnten auf diesen Vorfall und der gezogenen Lehre, muss ich sagen, dass hier verbotene Lynchjustiz betrieben wurde, mit welcher ein eindeutiger Mord gerechtfertigt werden sollte. Für SS und SA allerdings war Lynchjustiz zu dieser Zeit legitim. Ein paar Tage nach dem Vorfall wurde die besagte Eiche mit einem Stammumfang von etwa fünf Metern gefällt. Offenbar um Beweise zu beseitigen.

Geraubte Kirchenglocken

Das Jahr 1944 und Anfang 1945 waren gefüllt mit solchen Vorfällen und immer wieder waren die Geschehnisse etwas „Besonderes“ für meinen Bruder Felix und mich. Aus Erzählungen unserer Eltern wussten wir, was Rüstung bedeutete und was man dazu brauchte. Und die Rüstungsindustrie war beständig auf die Lieferung von Materialien angewiesen, um die Forderungen der einzelnen Frontabschnitte nach Waffen und Munition erfüllen zu können. Aus diesem Anlass hat der „Oberste Kriegsherr“ den Klerus in die Pflicht genommen. Kirchenglocken aus ganz Deutschland mit einem bestimmten Anteil an Kupfer wurden dringend benötigt, um Geschosse herstellen zu können. Auch unsere Kirche „Hl. Peter und Paulus“ in Tunskirch wurde auf diese Weise ihrer Glocken beraubt. Viele Menschen auf

dem Friedhof und rund um die Kirche mussten mit ansehen, wie die Glocke aus dem Kirchturm abgeseilt wurden. Auch Felix und ich waren dabei. Einige lagen sich in Armen und weinten. Doch die Nationalsozialisten begründeten diesen Raub mit der Notwendigkeit zur Sicherstellung des Endsieges.

Von besonderem Interesse war für Felix und mich die Arbeit der Pioniere, welche eine gewaltige Pontonbrücke über die Oder herstellten. Der Fluss bei Tunskirch war etwa 50 Meter breit. Doch wie mir später berichtet wurde, haben nur wenige Wehrmachtsfahrzeuge diese Pontonbrücke Richtung Osten überquert. Vielmehr haben Polen und Russen die Oderpassage als willkommenes Geschenk bei ihrer Invasion Richtung Westen angenommen.

Flüchten oder bleiben

Als mein Bruder Felix zwölf Jahre, ich neun und Harald fast ein Jahr alt war, änderte sich unser Leben drastisch. Der Zweite Weltkrieg, von dem wir Kinder nur unbewusste Notiz genommen hatten, hatte sich vom Osten her in unsere Heimat verschoben. Nun stand unsere Familie vor der Wahl, entweder flüchten oder bleiben und einer ungewissen Zukunft entgegenzusehen. Zur Sicherung der Zukunft ihrer Kinder hat Mutter die alleinige Entscheidung getroffen, die Heimat zu verlassen. Wertgegenstände, Urkunden und Familienbilder wurden im Gepäck verstaut, Wäsche, wertvolle Trachten von Mama unter der Kellertreppe bei einer Nachbarin eingemauert. Die SA-Uniform von Vater wurde bei Dunkelheit am Bauplatz in einen großen Kieshaufen gebuddelt.

Die Wehrmacht hatte die Menschen aufgefordert, das Dorf zu verlassen. Propaganda wurde verbreitet, wir sollten uns in den Oderaue verbergen: „In einigen Tagen seid ihr wieder in euren Häusern“, hieß es. Die Wehrmachtsangehörigen rieten uns zu flüchten. Doch mit seiner NS-Vergangenheit hatte Vater in unserer Heimat keinen guten Leumund für seine Familie hinterlassen. Und genau dieser Umstand hätte für Mutter mit ihren drei Söhnen bei den Siegermächten zur Sippenhaft geführt. Wir hatten einen guten Berater, Thomczik, ein alter Freund unseres Vaters, riet uns eindringlich „geht fort

von zu Hause“. Er hat die Geschehnisse vorausgeahnt. Die Monate Februar und März brachten uns dann die endgültige Erkenntnis: hier ist keine Bleibe mehr für uns.

Gegen Rechtfertigung

Um das Gedenken der Opfer der Oberschlesischen Tragödie richtig zu verstehen, muss einem die Atmosphäre jener Zeit bekannt sein. – Am 23. November 1943 ließ die politische Hauptverwaltung der Roten Armee folgende Sätze verbreiten: „Es genügt nicht die Deutschen nach Westen zu treiben, die Deutschen müssen ins Grab hineingetrieben werden.“ Der russische Schriftsteller Ilja Ehrenburg schrieb in der Frontzeitung vom 17. Dezember 1944: „Die deutschen Frauen werden die Stunde verfluchen, in der sie ihre – Wüteriche – Söhne geboren haben. Wir werden nicht schänden, nicht verfluchen, werden nicht hören, wir werden totschießen.“

So viele Jahre nach dem Kriege, sind immer noch genügend Menschen da – auch in Polen – die wie Ilja Ehrenburg der Meinung sind, dass es gerecht war, deutsche Frauen und Kinder zu töten, weil Deutschland Verursacher des Zweiten Weltkrieges war. Man darf nicht verschweigen, dass Nachkriegsgewalt nicht nur von Rotarmisten, sondern auch von polnischen Einheiten ausgeübt wurde. Die Siegermächte, aber auch die Polen, haben es als ihr gutes Recht verstanden, deutsche Frauen und Mädchen zu vergewaltigen und zu töten, aber auch Menschen, welche das Deutschtum in Oberschlesien vertraten, zu ermorden. So ist mir durch eine glaubhafte Schilderung eines Verwandten in Tworkau 1982 berichtet worden, dass mein früherer Lehrer, Herr Popke, der auch Notarbefugnisse hatte, auf offener Straße in Tworkau von einem Milizionär mit dem Gewehrkolben erschlagen wurde. Seine Begründung lautete: Der hat früher polnische Namen in deutsche umgewandelt. In der Tat sollte unser Name Wiczorek in den deutschen Namen Wülfing oder Wöhrmann umgeändert werden. Jedoch ist dieses Verfahren nie zu einem Abschluss gebracht worden.“

Horst Wiczorek

Fortsetzung in der nächsten Ausgabe der Oberschlesische Stimme

„Mit musikalischer Sensibilität durchs Leben“

Fortsetzung von S. 3

die verschlüsselte Selbstdarstellung seiner Person und seiner Tochter Irene unter dem Titel „Beates Vater“. Im März 1943 wurde Hein zur Luftschutzpolizei einberufen. Dank der Bemühungen von Carl Lange konnte Hein am 23. Mai 1943 ins Zivilleben zurückkehren. Er begann wieder zu schreiben. Im März 1944 wurde seine Berliner Wohnung durch einen Bombenangriff zerstört. Annke-Margarethe Knauer fand eine Bleibe bei Alfred Heins Schwester Gretel Urbatzka in Liegnitz. Alfred Hein absolvierte in dieser Zeit einen Lehrgang für Zahlmeister in Schwerin/Warthe. Im August 1944 gelangten beide nach Patschkau in eine ihm von der ober-schlesischen Landesleitung der RSK zur Fortsetzung seiner schriftstellerischen Arbeiten zugewiesene Unterkunft.

Ende September wurde Hein erneut zur Wehrmacht einberufen, er diente aber nur im Raum Schlesien. Am 5./6. Mai traf er sich noch mit Annke-Margarethe Knauer in Silberberg. Zwei Tage

„Wir sind Söhne des ober-schlesischen Volkes. Was wir können, ist nicht erhabenes Talent des einzelnen, sondern die Kraft, die wir aus dem Glück und der Not unserer Volksgemeinschaft gezogen haben“.

später geriet er in sowjetische Gefangenschaft und wurde nach Saratow deportiert. Mit einer Blutvergiftung an der rechten Hand und in einem allgemeinen Erschöpfungszustand wurde er Anfang Oktober 1945 nach Frankfurt/Oder transportiert. Ende November 1945 brachten ihn Annke-Margarethe Knauer und seine Tochter Irene in die Wohnung seiner Familie nach Halle in die Liebe-

nauer Straße 112, wo er zwei Wochen gepflegt wurde. Am 15. Dezember 1945 kam er aber wegen Typhusverdachts und wegen einer Verschlimmerung einer Lungenentzündung ins Hallesche Heimkehrerkrankenhaus in der Ina-Seidel-Schule, wo er am 30. Dezember 1945 verstarb. Am Tage seines Begräbnisses, dem 4. Januar 1946, auf dem Südfriedhof in Halle schlossen seine Frau, seine Tochter und seine Lebenskameradin miteinander Freundschaft. Seine Frau starb am 31. Dezember 1968.

In Erfüllung des am 27. Dezember 1933 von Alfred Hein verfassten Testaments übernahm Annke-Margarethe Knauer jahrelang die gesamte Verwaltung seines geistigen und materiellen Nachlasses. Diese Aufgabe hat sie vorbildlich ausgeführt. Sie starb am 14. Januar 1987 in Westberlin. „Mit der Beisetzung ihrer Asche im Grabe Alfred Heins erfüllte sich im wahrsten Sinne des Wortes beider so oft beschworener Wunsch: „...unsere Kameradschaft auf Leben und Tod“.

Dr. Stefan Pioskowik

Rydultau: DFK Ortsgruppe feiert 25. Jubiläum Feiern mit Gesang und Gebet



25. Jubiläum: Gemeinsam wurde in der Begegnungsstätte gefeiert.

Immer am letzten Samstag im Monat findet in Rydultau in der St.-Georg-Kirche eine Heilige Messe in deutscher Sprache statt. Am 31. Januar wurde der Gottesdienst anlässlich des 25-jährigen Jubiläums der DFK-Ortsgruppe gefeiert. Während der Messe sang der Liederhort Chor aus Rybnik, unter der Leitung von Rychard Ucher, es wurde für verstorbene DFK-Mitgliedern und

auch für die Opfer der „Schlesischen Tragödie“ gebetet. Gottesdienstbesucher dankten mit einem Gebet für die Möglichkeit, den Gottesdienst öffentlich in der „Sprache des Herzens“ zu feiern. Gekommen waren auch die DFK-Mitglieder aus dem Kreis Loslau und der Abgeordnete Henryk Siedlaczek. Anschließend fand eine Feier im DFK Rydultau statt. T. Kionczyk

OBERSCHLESISCHE STIMME Impressum

Herausgeber: Deutscher Freundschaftskreis im Bezirk Schlesien
Anschrift: ul. Wczasowa 3, 47-400 Ratibor;
Tel./ Fax: 0048 - 32 - 415 51 18
Mail: o.stimme@gmail.com

Redaktion: Michaela Koczwaro

Im Internet: www.dfk-schlesien.pl

Druck: Polskapresse Sp. z o.o., Oddział Prasa Wrocławska.

Abonnement:

Wir schicken die Oberschlesische Stimme per Post direkt zu Ihnen nach Hause. Zusätzlich und völlig kostenlos erhalten Sie auch das „Wochenblatt.pl“ zweimal im Monat.

Jahresabonnement: In Polen: 65,60 PLN, in Deutschland: 35,60 Euro (inklusive Versandkosten). Das Geld überweisen Sie bitte auf das untenstehende Konto. Unsere Bankverbindung: Bank Śląski Oddz. Racibórz, Kontonummer: 15 1050 1328 1000 0004 0002 8627, Nr. IBAN: PL 15 1050 1328 1000 0004 0002 8627, Bankfiliale Nr.134, Nr. BIC (SWIFT): ING8PLPW.

Bitte geben Sie bei der Überweisung das Stichwort „Spende für die Oberschlesische Stimme“ und Ihren Namen an.

Bei allen Lesern, die ihr Abo für das Jahr 2014 bereits bezahlt haben, oder die eine Spende geleistet haben, möchten wir uns ganz herzlich bedanken.

Wir freuen uns über jeden Beitrag. Einsendeschluss für Beiträge ist der 5. und der 15. jeden Monats.

Namentlich gekennzeichnete Artikel spiegeln die Meinung des Verfassers wider, die nicht immer mit der Meinung der Redaktion übereinstimmen muss. Die Redaktion behält sich das Recht vor, die eingesandten Artikel sinngemäß zu kürzen.

Das Bulletin erscheint mit finanzieller Unterstützung des Innenministeriums in Warschau (MAC) und des Konsulat der Bundesrepublik Deutschland in Oppeln.